

ihnen nur noch fünfzehn Tage, um eine gute Verteidigung aufzubauen. Sie nahm ihr Handy und die Akten, verstaute alles in einer großen Tasche und ging zum zigsten Mal zu der Kommode, in der sie sonst immer ihre Pistole versteckt hatte. In den ersten Wochen hatte sie noch die Schublade geöffnet und mit ihrer Hand reflexartig hineingegriffen, nur um festzustellen, dass das Fach genauso leer war wie die andere Seite ihres Betts.

Gelegentlich vergaß ihre Hand diese Tatsache noch immer und öffnete die Schublade. Das Fehlen ihres Dienstausweises und der Pistole wurden ihr schmerzlich bewusst. Und jetzt hatte sie nicht einmal mehr Tomás.

In solchen Momenten hielt sie einige Sekunden lang ihre rechte Hand mit der linken fest, bis die Fingerknöchel ganz weiß wurden, um das Gefühl der Leere zu unterdrücken. Wie auch genau in diesem Moment. Wenig später machte sie sich auf den Weg, denn Vicente Velázquez, Anwalt für Polizei- und Ordnungsrecht, erwartete sie schon. María brauchte all ihre Energie, um sich dem Disziplinarverfahren in Ruhe widmen zu können, doch eine Sache gab es auf dem Weg zu seinem Büro noch zu erledigen.

Martín saß am Schreibtisch und füllte gerade polizeiliche Formulare aus, als María anrief. Eigentlich freute es ihn immer, den Klingelton zu hören, den er auf seinem Handy für sie eingestellt hatte. Aber gleichzeitig machte es ihn auch nervös, da es ihn jedes Mal daran erinnerte, dass sich sein Leben durch nur einen Anruf schlagartig ändern könnte. So war das eben mit María Ruiz. Ein Wirbelsturm, der einen mächtig aufrütteln konnte. Und er wusste natürlich, dass ihre Suspendierung nicht bedeutete, dass sie völlig untätig zu Hause saß.

„Hallo, Martín.“

„Hallo“, antwortete er knapp und wartete auf das, was unweigerlich kommen würde.

Dieses Mal hatte er sie weder „Chefin“ noch „Ruiz“ genannt, was María etwas zu überraschen schien. Nach einer kurzen Pause fuhr sie fort.

„Geht's dir gut?“

„Ja“, erwiderte er kurz angebunden, „warum?“

„Gestern schienst du ein wenig besorgt zu sein, keine Ahnung warum, aber irgendwie hab ich das Gefühl, dass etwas passiert ist.“ María in Version Mensch? Martín erhob sich von seinem Schreibtisch und ging zu der Tür, die ins Treppenhaus führte. Eine Kollegin holte sich dort gerade einen Kaffee vom Automaten, bevor sie an ihren Arbeitsplatz zurückkehrte.

„Aber ... Chefin“, er konnte Marías Lächeln bei dieser Anrede am Ende der Leitung förmlich hören, „solltest du nicht gerade bei deinem Anwalt sein?“

„Ich steh quasi vor seiner Tür. Aber vorher wollte ich dich noch kurz anrufen.“

„Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten, Ruiz, wir sprechen später.“

„Warte, Martín ... warte. Sind es diese toten Hähne, die dich beunruhigen?“

„María ... Ich kann hier nicht darüber reden.“

„Was ist denn los?“

Martín schwieg. War das María in Zivil oder María, die Polizistin? Inzwischen stand bereits eine andere Kollegin am Kaffeeautomaten, also ging er durch die Tür ins Treppenhaus. Doch hier gab es nirgendwo einen Ort, an dem man in Ruhe telefonieren konnte; seine Chefs waren ganz in der Nähe und außerdem musste er noch Unmengen an Papierkram erledigen. Er hatte keine Zeit, mit ihr zu sprechen.

„Interessierst du dich wirklich für ein paar tote Hähne, Ruiz?“

„Ich interessiere mich für dich. Mir kannst du nichts vormachen. Als du mich in deine neue Wohnung eingeladen hast, strahltest du noch vor Glück, und gestern hast du es dir dann einfach so mir nichts, dir nichts anders überlegt. Irgendetwas ist passiert, und wenn es an diesen toten Hähnen liegt, interessiert mich das natürlich.“

„Das ist eine hässliche Angelegenheit, Ruiz.“

„Ich weiß nicht warum, aber hässliche Angelegenheiten scheinen in letzter Zeit mein Spezialgebiet zu sein.“

Martín gab nach. María in Zivil oder María, die Polizistin, eigentlich war das völlig egal. Sie war eben Ruiz. Sie verabredeten sich für abends bei ihm um die Ecke, um über alles zu reden. Er hatte letzte Nacht kaum geschlafen und war eigentlich nicht in der Stimmung, so spät noch groß etwas zu unternehmen, aber er wusste auch, dass er heute Nacht wieder keinen Schlaf finden würde.

Das Treffen mit dem Anwalt war eine reine Formalität. Als María das Büro verließ, war ihr mehr danach wegzulaufen, als die Unterlagen zu holen, um die der Anwalt sie gebeten hatte. Deshalb schleuderte sie, als sie zu Hause ankam, ihre Tasche in die Ecke, schmiss Blazer und hochhackige Schuhe direkt hinterher, sodass sich ein etwas wackeliger Haufen bildete, und zog sich rasch Jeans, T-Shirt und Sneakers über. Schnellen Schrittes ging sie in die Tiefgarage und entfernte das Vorhängeschloss von ihrem Fahrrad, mit dem sie in letzter Zeit regelmäßig die neuen Radwege Madrids unsicher machte. Sie schaute nach, ob sie Portemonnaie und Handy eingesteckt hatte und schwang sich auf den Sattel.

María hatte festgestellt, dass ein Leben ohne Job ihr nicht nur die Arbeitszeit ersparte, sondern auch die Tasche für den ganzen Kram, den sie normalerweise benötigte: Pistole, Dienstaussweis, Akten, Berichte oder Bücher mit Informationen zu den Fällen, an denen sie gerade arbeitete, und in letzter Zeit auch medizinische Fachliteratur zum Thema Wirbelsäulenverletzungen. Was brauchte sie mehr außer zwei Rädern an einer ölverschmierten Kette, zwei bewegungsfreudigen Beinen, einem Handy und 20 Euro für den Fall der Fälle?

Manchmal schien es María, als ob ihre Suspendierung sich auf jedes einzelne ihrer Neuronen auswirkte, die sonst stets in Alarmbereitschaft waren. Anfangs hatten sie protestiert und nach ihrer üblichen Routine verlangt, doch mittlerweile waren sie schon viel ruhiger geworden. Nach dem Tod von Carlos und der Lösung des letzten Falles hatte María etwas Zeit in Soria verbracht, einer Kleinstadt nördlich von Madrid. Dort war sie noch offiziell im Dienst gewesen, bis klar wurde, dass Suspendierung auch wirklich Ende bedeutete und sie nicht mehr auf die Wache kommen sollte. Erst danach war sie

nach Madrid zurückgekehrt, wo sie jeden Tag radelte, um den Kopf freizubekommen und begann, sich langsam aber sicher an die Einsamkeit zu gewöhnen. Sie glaubte, oder wollte jedenfalls glauben, dass ihre Freunde auf sie warten würden, dass ihr Team in gewisser Weise immer ihr Team bleiben würde, und dass sie von Zeit zu Zeit ihre Mutter und ihre Geschwister besuchen könnte, die froh waren, dass sie eine Weile lang gezwungen war, die Dinge ruhiger angehen zu lassen. Auch Tomás schwirrte in ihrem Kopf herum und sie dachte oft an ihn, während sie schwitzend in die Pedale trat. Doch wenn es um ihn ging, konnte sie nicht viel tun, auch wenn die Versuchung stets da war. Deshalb probierte sie, ihre übereifrigen Gehirnzellen zu beruhigen, indem sie beim Radfahren Autos und stylische Jogger mit Schrittzählern am Arm hinter sich ließ. All das erinnerte sie ein bisschen an die künstlich heile Welt von *The Truman Show*. Sie nahm die Parks voller rumänischer Kindermädchen und Boule spielender Rentner in den besser gestellten Gegenden der Stadt nur flüchtig wahr, bevor sie den bevölkerungsreichen Süden erreichte, der den Manzanares überblickte. Mit seinen Graffiti, den Scherben und überquellenden Mülltonnen, wo der Geruch von Joints und Urin in der Luft lag, wo es heiß war und die Mücken stachen, aber wo es auch mehr Leben, mehr Lärm, mehr Welt gab. Ihr gefiel es hier.

An der *Puente de Segovia* stieg María vom Fahrrad. Ihr blieb noch genügend Zeit, um die Gegend zu erkunden und sich im *Parque Caramuel* etwas umzusehen, bevor Martín kam. Sie schloss ihr Fahrrad an ein Geländer, trank einen Schluck Wasser aus einem kleinen Brunnen und trocknete sich das Gesicht mit den Ärmeln ihres Shirts ab. Sie suchte nach der Treppe, die sie zu der Stelle führen würde, wo jemand auf so grausame Art und Weise ein paar Hähne getötet hatte, dass damit bestimmt keine Suppe gekocht werden sollte. Sie hatte weder herausfinden können wie viele noch um welche Art von Tieren es sich genau handelte – im Internet kursierten die unterschiedlichsten Versionen. Fest stand, dass alles auf eine Art Ritual hindeutete. Die Tat hatte sich nachts ereignet, als sich die ganze Stadt bei den Feierlichkeiten zum Fest von San Isidro, dem Schutzheiligen Madrids, vergnügt hatte. Morgens hatten ein paar Kinder die Vögel entdeckt und waren schreiend zu ihren Eltern gerannt, die wiederum die Polizei benachrichtigt hatten. Da alle Nachbarn einen Blick auf den Tatort hatten werfen wollen, hatte die Stadtverwaltung die toten Tiere entfernen lassen und nun war nichts mehr zu sehen.

María war im Park angekommen und sah, dass das Café, das ihr am Sonntag aufgefallen war, geöffnet hatte. Bevor sie den Tatort genauer unter die Lupe nahm, würde sie eine Kleinigkeit essen.

„Was kann ich dir bringen?“

Der Kellner hatte einen ausländischen Akzent, der nach Deutschland klang, und Dreadlocks bis zur Hüfte. Wahrscheinlich waren die einmal blond gewesen und würden es nach einer ausgiebigen Dusche auch wieder sein. María bemerkte eine kleine Anstecknadel an seinem T-Shirt mit dem Schriftzug: „Ich bin Hausbesetzer“ und warf einen Blick in die handgeschriebene Mittagskarte.

„Eine Cola und ein Käsesandwich, bitte.“

„Jetzt ist nicht die Uhrzeit für Sandwiches“, erwiderte er, „jetzt ist Kaffee- und Kuchenzeit.“

María betrachtete ihn. Er war eindeutig Ausländer, aber verhielt sich schon wie ein waschechter spanischer Kellner. Barsch und aufdringlich.

„Und wo steht das?“

„Hier.“ Er tippte an seine Schläfe. Die Dreadlocks hatte er mit einem Stirnband aus Stoff gebändigt, das María am liebsten sofort in den nächsten Waschsalon gebracht hätte. „Aber weil du es bist, mache ich dir ein Sandwich.“

Dieses Mal erwiderte María nichts. Sie wusste, dass sie ihm laut Madrider Verhaltenskodex für den Umgang mit Kellnern wahrscheinlich dafür danken sollte, dass er ihr genau das bringen würde, was sie bestellt hatte, und nicht das, was seine Majestät für angemessen hielt. Doch sie war zu erschöpft vom Fahrradfahren und dem üblichen Großstadtwirrwarr. Es dauerte nicht lange, bis er mit einem trockenen Sandwich zurückkam, das in zwei ungleiche Hälften geschnitten und mit einer einzigen dünnen Käsescheibe belegt war, bei der sich niemand die Mühe gemacht hatte, die Rinde zu entfernen. Die Cola schwappte aus dem Glas mit Eiswürfeln und besprenkelte den Tisch mit dunklen Tropfen. Es wäre natürlich viel zu einfach gewesen, das Glas nicht so vollzugießen.

„Soll ich dir was sagen?“, fragte der Deutsche, offenbar fest entschlossen, die Wünsche seiner Kundin zu ignorieren.

Nein, aber du wirst es garantiert trotzdem tun, dachte María und schluckte die Bemerkung herunter.

„Was denn?“

„Dein Gesicht kommt mir bekannt vor.“

Auch das war hier nicht ungewöhnlich. Nach dem schlechten ersten Eindruck wurden die Kellner plötzlich freundlich und zeigten statt Gleichgültigkeit großes Interesse.

„Ich bin zum ersten Mal hier.“ María ging auf ihn ein. Schließlich wollte sie etwas von ihm.

„Komisch, ich könnte schwören, dass ich dich schon einmal gesehen habe. So ein hübsches und interessantes Gesicht wie deines vergisst man nicht so schnell.“

So einen Idioten ohne Einfallsreichtum hätte ich sicher auch nicht vergessen, dachte María, nahm einen Bissen vom Sandwich, trank einen Schluck Cola und sagte: „Kann ich dich etwas fragen? Vielleicht kannst du mir helfen.“

Der Deutsche verschränkte die Arme, seine Sternstunde schien endlich gekommen zu sein.

„Was willst du wissen?“

„Stimmt es, dass hier letztes Wochenende ein paar Tiere getötet wurden?“

„Das stimmt.“

„Hier in diesem Park?“

„Korrekt.“

Der Kellner war nun merklich wortkarger und wollte sich wichtig tun, indem er sie zappeln ließ. Gleichzeitig machte er aber auch keine Anstalten, sich von ihrem Tisch zu entfernen. Er wartete eindeutig auf weitere Fragen. María widmete sich unbeeindruckt ihrem Essen, bis er schließlich fragte: „Und was genau willst du wissen?“

„Waren es Lämmer oder Hähne? Ich habe beides gehört.“

„Weder noch.“

„Sondern?“

„Darf ich fragen, warum dich das so interessiert?“

María betrachtete ihn genauer. Der Mann wirkte auf einmal ernst und wachsam. Sie bemerkte, dass er die Stirn runzelte. Er nahm einen Lappen aus seiner Tasche, den María gerne zu seinem Stirnband in die imaginäre Waschmaschine gesteckt hätte, und fing an, den Tisch abzuwischen. Sie ahnte, dass er Tieropfer genauso verabscheute wie sie selbst.

„Wegen der Tiere.“ Das war zwar nicht gelogen, aber sie musste auch nicht unbedingt weiter ins Detail gehen. „Und aus Neugier.“

„Es sind schon ein paar Tierschützer dagewesen. Es scheint, als ob es in Madrid noch weitere solcher Fälle gegeben hat.“

Endlich holte der Kellner etwas weiter aus. Es waren weder Lämmer gewesen, wie einige böse Zungen im Viertel behauptet hatten, um die Tat auf den Ramadan zu schieben, noch Hähne, wie von den Kindern schreiend verkündet worden war, die die Gräueltat entdeckt und in ihrem Leben außer auf einer Packung Cornflakes noch nie einen Hahn gesehen hatten. Es waren Truthähne gewesen. Drei tote Truthähne mit halb geschlossenen Augen, aufgerichtetem Schnabel und schräg nach oben gereckten Flügeln, als wollten sie abheben. Ihre Körper waren noch weich und warm gewesen, sodass einige gemurmelt hatten: „Man sollte sie rupfen und braten. Oder einfrieren. Sie wären das perfekte Festmahl für Weihnachten.“

„Ihr habt sie angefasst?“

„Mein Chef schon. Ich hab nur Fotos gemacht.“

María legte den Rest ihres Sandwiches beiseite – das Toastauf-Toast, das übriggeblieben war, nachdem sie die einsame, dünne Käsescheibe aufgegessen hatte. Der Kellner hatte sein Handy hervorgeholt und zeigte ihr die Fotos.

Drei Truthähne mit schwarzen Federn lagen in einer unnatürlichen Haltung auf dem Boden, die Beine und Füße unter sich gefaltet und die Flügel weit nach oben gereckt. Die Schnäbel waren in die entgegengesetzte Richtung gekrümmt und schienen fast aus dem Bild zu fallen.

Ihre geschlossenen Augen wirkten so entkräftet, dass man nur Mitleid haben konnte. Das Ganze sah mehr nach einem detailreich ausgearbeiteten Stillleben als nach einem Schauplatz des Grauens aus. Dass alle drei Tiere dieselbe Position einnahmen, konnte kein Zufall sein.

„Warum hast du Fotos gemacht?“

„Keine Ahnung. Ihr Spanier seid sehr grausam. Das Einzige, was ich an Spanien nicht mag, ist die Tierquälerei. Manchmal gehe ich sogar auf Demos.“

María zog es vor, nicht mit Verallgemeinerungen über die Deutschen zu antworten, denn der Mann hatte recht. Trotzdem war das hier etwas völlig anderes: Drei tote